

Rauchend verboten.

Rose und Lorbeer.

Eine Liebes-Erzählung aus dem Leben
der Prinzessin Constanze von Salm.

Von Ernst Pasqué.

1. Im Walde von Coucy-le-
Chateau.

Es war im Sommer des Jahres 1785. Auf der damals schlechten Straße, welche von Soissons nach St. Quentin führte, zog ein Reisewagen, mit zwei kräftigen Pferden bespannt, dahin. Das Gefährt war kein gewöhnliches, denn es war mit Farben und Gold, sogar mit einem fürstlichen Wappen geziert, wem sich dies Alles auch, mit Staub und Schmutz bedeckt, nur nothdürftig erkennen ließ. Im Innern saß ein alter Herr in einfacher Reiselleidung und ein Knabe von etwa zwölf oder dreizehn Jahren, dessen Kostüm von Seide und Sammet, reich mit Gold gestickt, auf eine vornehme Abkunft deutete. Die beiden Reisenden kamen von Paris und ihr Ziel war vorerst Flandern und Brüssel. Sie hatten einen Abstecher nach Soissons machen müssen und waren nun gezwungen, auf schlechtem Wege wieder die große Heerstraße zu gewinnen, welche über St. Quentin und Maubeuge direct nach Mons und Brüssel führte.

Der reich gekleidete Knabe war der junge Graf von Salm-Neifferscheid-Dyl, der in Paris, wo der Vater ein Palais besaß, seine Erziehung erhielt, und nun von seinem Mentor, einem Herrn von Breteuil, der reichsgräflichen Familie auf Schloß Dyl bei Neuß am Rhein zugeführt wurde.

Am frühen Morgen waren sie von Soissons aufgebrochen; doch nur langsam ging es vorwärts, denn die Straße war in einem gar elenden Zustande, ausgefahren und holperig. Sie hatten gehofft, gegen Mittag in dem Städtchen Chauny, an dem Flusse Oise gelegen, anzulangen, um dort ein Frühstück einnehmen zu können; doch gegen Mittag befanden sie sich noch immer in dem fast unwegbaren Walde von Coucy. Der Wagen fuhr immer langsamer, nur stoßweise weiter, bis er plötzlich, nach einem kaum merklichen Krach, vollständig anhielt.

Noch hatte Herr von Breteuil, höchlichst erschrocken, keinen Ruf nach dem Kutscher hören lassen, als dieser schon vor dem offenen Schlage stand.

„Wir können nicht weiter, gnädiger Herr,“ sagte er, ingrimmig einen Fluch unterdrückend; „zwei Radspeichen sind gebrochen, und hier in dem vermaledeiten Walde weiß ich weder Weg noch Steg, um zu irgend einem Dorfe oder Gehöft, wo Hülfe zu finden wäre, zu gelangen. Was nun thun?“

Der Angeredete war aus dem Gefährte gestiegen, um den in diesem Augenblick allerdings recht unangenehmen Schaden zu besichtigen, und ihm nach sprang mit kühnem Schwunge



Unter Blüten. Von E. Hanehog. — Siehe Seite 150.

der gräßliche Knabe, eine zarte Gestalt mit hübschen Zügen und einem Blick der großen, blauen Augen, der für eine bereits erlangte geistige Reife sprach, die wohl über sein jugendliches Alter hinausgehen mochte.

„Was thun?“ wiederholte Herr von Breteuil, der jetzt, ebenso hilflos, wie der Kutscher, vor dem beschädigten Rade stand. „Fahren wir weiter, liegt der Wagen im nächsten Augenblick auf der Seite.“

„Lassen Sie uns den Weg zu Fuß fortsetzen; der Wald ist so schön, und Chauny kann nicht mehr weit sein. Pierre mag bei dem Gefährt und den Pferden bleiben, bis wir ihm Hülfe gesendet.“ So rief der junge Graf, um dann sofort, mit enthusiastischer Freude in die Ferne deutend, hinzuzusetzen: „Sehen Sie dort auf der Höhe die Ruinen des alten Kastells, Herr von Breteuil? Durch die Kronen der Eichen lugt es gar verlockend hervor. Ach, das muß herrlich sein! Wir wollen hin. Auch erkenne ich Strohdächer in der Tiefe, dort wohnen Leute, die das zerbrochene Rad wieder herstellen können, während wir die Ruinen besichtigen. Kommen Sie nur, Herr von Breteuil, kommen Sie!“

„Wir würden in dem ärmlichen Dörfchen keinen Wagner finden, mein theurer Jüngling,“ entgegnete der Andere, sichtlich entnervt, als Pierre, der Kutscher, aufhorchend flüsterte:

„Hören Sie nur! Hufschläge, — von dort, wo wir herkommen! Es muß ein Reiter sein.“

In der That war in der Ferne der Paßgang eines Pferdes hörbar geworden, der immer näher erklang.

„Wir wollen den Reiter erwarten,“ sagte Herr von Breteuil, „er wird uns auf alle Fälle irgend einen Rath geben können.“

Nicht lange dauerte es, und Pferd und Reiter wurden unter den Eichen der Straße sichtbar. Langsam trabte der Fremde seines Weges, doch kaum hatte er die Gruppe bei dem Wagen erschaut, als er sein Pferd zu raschem Gange antrieb und sich auch bald bei den Reisenden befand.

Es war ein junger Mann von vielleicht zwanzig und einigen Jahren, in einer für Weg und Ort auffallend eleganten Kleidung, mit einem Antlitz, das zwar recht freundlich drein schaute, doch keineswegs schön hätte genannt werden können. Leicht schwang er sich von seinem Pferde, einem schmucken, reich aufgezäumten Thier, und den goldbordierten Dreispitz abnehmend, näherte er sich höflich grüßend den beiden Reisenden. Herr von Breteuil theilte ihm mit wenigen Worten mit, wer sie seien und welcher Unfall ihnen hier mitten im Walde zugestoßen wäre, dem sie nun rath- und thätlos gegenüber ständen.

„Da werden Sie Ihre Weiterreise wohl um einen Tag verschieben müssen,“ entgegnete der Fremde, nachdem er bei dem Namen des Reichsgrafen Franz Joseph von Salm, dem hochgeborenen Knaben eine tiefe Verbeugung gemacht, dann den Schaden besichtigt hatte. „Folgendes Vorschlag würde ich Ihnen machen: Ich reite nach Sinceny, nicht weit von Chauny gelegen und etwa anderthalb Wegstunden von hier, das Ziel meiner Reise. Sie begleiten mich dorthin, wo Sie bei dem Herrn Baron von Thois beste und freundlichste Aufnahme finden werden. Ich trete mein Pferd dem jungen Herrn Grafen ab; wir Beide besteigen die Säule Ihrer Kutsche, und Ihr Diener bleibt bei dem Gefährt, bis wir ihm die nöthige Hülfe, die in Sinceny zu finden ist, gesandt haben werden. In einer Stunde sind wir dort, eine weitere Stunde, und Wagner und Schlosser werden zur Stelle sein. Gegen Abend führen die Pferde den hergestellten Wagen Ihnen zu, und morgen früh werden Sie Ihre Reise nach St. Quentin fortsetzen können. Noch bemerke ich Ihnen, daß Sie den kurzen Aufenthalt bei Herrn von Thois nicht bereuen werden: es wird dort am heutigen Nachmittage ein kleines ländliches Fest gefeiert und ein Singpiel im Grünen aufgeführt.“

„Bravo! Bravo! Das ist herrlich!“ unterbrach der junge Graf die Rede des Fremden, dabei vor heller Freude in die Hände klatschend. „Wir nehmen das Anerbieten an, nicht wahr, mein lieber, bester Herr von Breteuil, und reiten nach Sinceny, — ich auf dem schönen Falben? O, ich kann reiten, Sie werden es sehen, Herr, — Herr?“

Verlegen brach er ab und blickte fragend auf den fremden Herrn, dann auf seinen Erzieher, der sich den verlockenden Vorschlägen gegenüber recht kühl verhalten hatte. Doch schon sprach Ersterer, mit einer leichten Verbeugung gegen den jungen Grafen, dessen stumme Frage beantwortend:

„Jean Pipelet, Baron von Leury.“

„Ah!“ rief plötzlich Herr von Breteuil mit freudiger Stimme und Geberde. „Ihr Name ist mir wohlbekannt. So sind Sie wohl der Sohn des Herrn von Leury, Geheim-Secretär Sr. Majestät?“ Und als der Andere die Frage höflich bejahte, reichte Herr von Breteuil ihm die Hand und rief: „Eine glücklichere und angenehmere Begegnung konnte uns nicht werden,

und mit Freude und Dank nehme ich im Namen meines Jünglings Ihr wirklich verlockendes Anerbieten an.“

Auch der junge Graf reichte Herrn von Leury freundlich dankend die Hand; dann aber machte er sich mit dessen Falben zu schaffen, den er auch bald mit Hülfe seines Eigenthümers bestieg.

Auf dem holperigen Wege ritt er einstweilen lustig auf und nieder, bis die beiden anderen Herren ebenfalls reit- und reisefertig sein würden.

Dies war bald geschehen. So gut es ging, wußten Jene sich auf den nur für die Kutsche angeschirrten Pferden einzurichten; dann setzten alle Drei in heiterer Unterhaltung ihren Weg nach Norden und dem Dörfchen Sinceny fort.

2. Das Paradies eines Poeten.

Das Dörfchen Sinceny lag gar anmuthig in einer grünen Ebene, die, sich sanft und wellenförmig abflachend, bis zu der nahen Dife hinzog. Es barg außer der Kirche zwei größere Gebäude. Das erste derselben, welches sofort in die Augen fallen mußte, war das ländliche Schloßchen, Stammhaus der Herren von Thois. Dasselbe, unter Ludwig XIV. an Stelle eines halb verfallenen feudalen Kastells erbaut, lugte in seinem hellen Kleide mit den langen Fensterreihen, seinem Mansarden-Dache und dem ebenfalls hell angestrichenen hohen Thurm, dem einzigen Ueberreste früherer Jahrhunderte, gar freundlich und einladend aus dem Grün seines Parks und seiner Gärten hervor. Hinter dem Schloßchen zog sich der Park eine leicht ansteigende Höhe hinan, um sich dann mit einem wildreichen Wald-Complex zu vereinen. Vor dem nicht hohen, doch langen Bauwerke breitete sich ein gar hübscher, sinnig geschmückter Garten weit, bis an die Dife aus. Da gab es zuerst eine breite Terrasse mit einer Doppeltreppe, die in zweifacher Windung in den tiefer liegenden Garten und vorerst zu zwei von zierlichen Blumenbeeten umgebenen Springbrunnen führte. Die Balustraden der Treppe waren mit Statuen, Apoll und die Musen darstellend, dann mit blumengeschmückten Vasen im Barock-Stil des siebzehnten Jahrhunderts geziert, und hinter den Springbrunnen zog sich ein kleiner „Tapis-vert“ nach einer zweiten Erhöhung einer Plattform hin, die, an drei Seiten von geschnittenen Taxusbäumen und -Hecken umgeben, ein ganz allerliebtes Theater im Grünen mit Coulißen und Hintergrund bildete. Und überall, neben der grünen Bühne, auf Blumenbeeten, in künstlich geschnittenen Nischen der Taxuswände standen Statuen und Vasen, aus denen bunte Blüthen und Gräser hoch emporwuchsen.

Auf den ersten Blick erkannte man, daß der Besitzer dieses reizenden Anwesens ein Mann von Geschmack war, der sich mit der Dichtkunst und der Bühne beschäftigte, wenn er wohl auch zeitweise einer materiellen Thätigkeit sich zu widmen hatte.

Auf Letzteres deutete das zweite, größere Bauwerk des Dorfes, das vollständige Gegentheil des idyllischen Schloßchens. Es war eine große Fabrik von Steingut-Waaren, welche ein practischer Vorfahr des jetzigen Herrn von Thois 1735 in dem kleinen Sinceny, als die erste derartige Manufactur in Frankreich, angelegt hatte.*) Herr Baron von Thois war heute nur noch Miteigenthümer dieser Fabrik, die der Herren mehrere bejahte; einer derselben war der sehr reiche Geheim-Secretär des Königs, Herr Pipelet, Baron von Leury, der alljährlich, seit er nicht mehr selbst zur Abrechnung kommen konnte, seinen Sohn Pipelet, der in Paris Medicin studirte, an seiner Stelle sandte.

Wir sind dem jungen Baron und angehenden Mediciner auf seinem Wege nach Sinceny begegnet, wo er diesmal noch etwas ganz Anderes und weit Schöneres finden sollte, als eine Abrechnung nach Livres und Sous über fabricirte und verkaufte Steingut-Waaren.

Herr Baron Alexander von Thois hatte früher in Staatsdiensten gestanden. Sein Vater war General-Inspector der königlichen Manufacturen gewesen, und er selbst hatte mehrere Jahre lang die Stelle eines Inspectors der Flüsse und Wälder der Stadt und Grafschaft Nantes versehen. In dieser Stadt waren ihm auch seine beiden Kinder, 1765 ein Sohn, Alexander, und 1767 seine Tochter, Constanze, geboren worden. Dann hatte er den Staatsdienst verlassen und sich nach seinem Geburtsorte, dem freundlichen Schloßchen in Sinceny, zurückgezogen, hier den Musen und der Erziehung seiner Kinder zu leben und zugleich seine Interessen an der ertragreichen Fabrik zu wahren, — eine Beschäftigung, der sich ja selbst Ludwig XV. in Betreff der Porzellan-Fabrik von Vincennes hingegeben hatte, die von ihm im Verein mit mehreren Financiers gegründet und 1765 als königliche Manufactur nach Sevres verlegt worden war.

Herr von Thois hatte bereits mehrere Stücke für Pariser Theater geschrieben, auch einen Band Erzäh-

*) Heute noch besteht sie und beschäftigt über hundert Arbeiter.

lungen in Versen unter dem seltsamen Titel: „Le singe de Lafontaine“, doch ohne Autor-Namen, erscheinen lassen, welche letztere ein nicht gewöhnliches Aufsehen erregten. Wie sein Sohn, der in Paris studirte, seine administrativen Anlagen erben sollte (er wurde mit der Zeit einer der tüchtigsten Beamten Frankreichs), so besaß seine damals achtzehnjährige Tochter Constanze die poetischen Talente des Vaters. In allen Künsten, allen Fächern der Wissenschaft, Dank der Unterweisung ihres Vaters, wohl bewandert, bargen sich diese Gaben und Kenntnisse unter einer lebenswürdigen und entzückenden Bescheidenheit, verbunden mit einer natürlichen Lebensfreudigkeit. Dabei war Fräulein von Thois eine seltene Schönheit, groß und schlank in jugendlich üppiger Fülle, mit einem Gesichtchen, so blühend und lieblich, daß es beim ersten Anblick bezaubern mußte, wenn sie auch wieder, — trotz ihrer Jugend, ihrer ländlichen Erziehung und Umgebung, — Haltung, Geberde und Blick einer Königin anzunehmen vermochte. Der Vater war stolz auf sein talentvolles Kind, das er im Geiste schon als eine der schönsten und bedeutendsten Frauen von Frankreich erblickte, — wenn der Herr dort oben ihm Leben und Gesundheit verleihen sollte, so lange, bis er den rechten Hüter für sein einziges, herrliches Kleinod gefunden haben werde. Denn der Baron von Thois war fränklisch, was ihn jedoch nicht hinderte, sich seines kleinen Erden-Paradieses und der Gaben, welche die Musen ihm freundlich spenden wollten, so recht von Herzen zu erfreuen.

Zust am heutigen Tage, an dem unsere Erzählung beginnt, sollte ein solches ländlich-künstlerisches Fest, das Herr von Thois in Scene gesetzt hatte, stattfinden, und bestand dasselbe unter Anderem auch in der Auführung eines kleinen allerliebsten Singspiels von Sedaine, mit Musik von Monsigny. Es war ein älteres Werk der beiden Künstler, die man dreist die eigentlichen Väter der französischen komischen Oper nennen darf: „Nöschchen und Colas“, zum ersten Male im Jahre 1764 in Paris aufgeführt. Herr von Thois hatte das harmlos heitere Spiel für die ihm zu Gebote stehenden Kräfte eingerichtet; von Fräulein Constanze, einigen Beamten der Fabrik und deren Angehörigen wurde es dargestellt, und das ganze Dorf war zu der Aufführung geladen. Es sollte ein hübsches Fest werden — und Folgen haben, welche die dabei Betheiligten nicht im Entferntesten zu ahnen im Stande waren.

3. Ein Singpiel im Grünen.

Unsere drei Reisenden waren bald nach Mittag in heiterer Stimmung in Sinceny eingeritten und von Herrn von Thois äußerst freundlich empfangen und aufgenommen worden. Der Baron kannte den Reichsgrafen von Salm und freute sich ungemein, dessen jungen Sohn auf seinem einfachen Landsitz bewillkommen zu können.

Herr Pipelet von Leury war ein alter, guter Bekannter des Hauses; nicht allein, daß seit Jahren in geschäftlicher Hinsicht eine Verührung der beiden Familien stattgefunden hatte, war der junge von Leury auch ein Genosse und Freund des in Paris studirenden Sohnes des Barons.

Sofort wurden ein Schlosser und ein Wagner mit dem nöthigen Handwerkszeug nebst den Pferden zurück nach dem Walde von Coucy gesandt, um das Rad zu repariren.

Dann ging es zu einem rasch improvisirten Dejeuner, dem die Drei tüchtig zusprachen. Fräulein Constanze erschien dabei nicht; sie war mit den Vorbereitungen zu der Aufführung und ihrer Rolle wohl zu sehr beschäftigt. Herr von Thois fand keine Veranlassung, ihrer zu erwähnen; dafür erzählte er um so mehr von dem kleinen ländlichen Feste, das bald seinen Anfang nehmen würde.

Kaum hatte der junge Graf Salm seinen Appetit befriedigt, da eilte er auch schon in glühender Erwartung der Wunderdinge, die da kommen sollten, hinaus in den hübschen Garten und sofort nach dem kleinen Theater im Grünen, vorerst auf dem Schauplatz der Handlung seine jugendliche Neugierde zu befriedigen. Doch viel zu entdecken gab es dort nicht; außer den glatt geschnittenen Taxushecken fand er nur in einer dieser grünen Seiten-Coulißen einen alten Musiker, wohl der Organist der Ortskirche, der sich mit einem sehr hübschen Clavecin beschäftigte, dazu bestimmt, die Lieder, Arietten und Vaudevilles des Singspiels zu begleiten.

Doch im Garten selbst wurde es bereits lebendiger. Diener in der Livree des Barons brachten Stühle herbei für die Honoratioren des Ortes, den Herrn Pfarrer und den Bailly, die Vorstände der Fabrik und deren Freunde aus der Umgegend. Zu beiden Seiten der Scene wurden die Sitze aufgestellt, während auf dem Tapis-vert die ländliche Bevölkerung sich auf den Boden lagern sollte. Die Terrasse vor dem Schloßchen wurde ebenfalls mit reichen Sesseln bestellt; von hier aus, gleichsam von einer erhöhten Rang-Loge aus, sollten

Herr von Theis, die wenigen geladenen adeligen Nachbarn und die ihm heute gewordenen lieben Gäste das kleine Schauspiel genießen.

Die Landleute, alt und jung, rückten zuerst, lange vor der bestimmten vierten Nachmittagsstunde, heran; schüchtern, zögernd und nicht wenig erwartungsvoll näherten sie sich dem Schauplatz, doch überraschend schnell jüllte sich dann der grüne Rasen-Teppich. Auch die nachbarlichen Standesgenossen des Barons langten in Carossen und zu Pferde an, und als der junge Graf Salm erhielt, das hübsche Knabengesicht von seinem Lauf durch Garten und Park lebhaft geröthet, wieder in dem Schlosse anlangte, fand er eine zahlreiche und recht bunte Gesellschaft adeliger Herren und Damen versammelt, die den gräßlichen Knaben mit tiefen Verbeugungen und mehr oder minder galanten Complimenten empfingen.

Eine lebhafteste Conversation entspann sich, die plötzlich durch eine Fanfare, von zwei Waldhörnern geblasen, unterbrochen wurde, als Zeichen zum Anfang des Spiels, und Alles erhob sich, paarweise, in höflicher Grandezza, dem Ausgange des Saales und der zu einer Loge gewordenen Terrasse zuschreitend.

Herr von Theis hatte einer alten, bunt aufgebauhten und gepuzten Dame den Arm gereicht, und an der freien Hand führte er den jungen Grafen Salm. Diese Hauptgruppe nahm die Mitte der Terrasse ein, während die Uebrigen sich nun nach Belieben placirten.

Wie hatte sich der noch vor wenigen Stunden so stille Garten verändert! Der ganze Tapis-vert war meistens mit jungen, ländlichen Schönen und ihren Burschen, dicht an einander gedrängt, im wahren Sinne des Wortes belegt, während die Alten sich mehr zu beiden Seiten gelagert oder aufgepflanzt hatten. Die Stühle der Honoratioren waren ebenfalls besetzt, und beim Erscheinen des Barons auf der Terrasse brachte der Bailly ein wohlgemeintes Hoch auf den gnädigen Herrn des Ortes aus, in das Alle, sich tumultuarisch erhebend, mit freudigen Tönen, in jubelnder Weise die Hüte schwenkend und von den Waldhörnern unterstützt, mit einstimmten. Das Niedersitzen, besonders das der fröhlichen Jugend, erfolgte nicht ohne Lachen und lustiges Aufkreischen; dann trat tiefe Stille ein, und das Singpiel begann mit einer von dem Organisten auf dem Clavecin gespielten Symphonie, welches Instrument der alte Musiker, wie es sich zeigte, sehr gut zu behandeln verstand.

Röschen, ein allerliebste Mädchen, die Tochter eines Angestellten der Fabrik, trat auf und sang ihre Ariette: „Armer Colas, armer Colas!“ Schon ihre Erscheinung bewirkte ein allgemeines Murren freudiger Ueberraschung, denn die Darstellerin erschien in der Tracht einer der eleganten und idealen Schächerinnen im Genre Watteau's, mit weiten Paniers, über die sich die kurze Robe mit dem drapirten Ueberwurf von hellblauer und rosa Seide, mit Blumen geziert, breitete. Das Haar war hoch toupirt, gepudert und ebenfalls mit Blumen geschmückt, und in der Hand hielt sie einen reichbedienten, goldenen Schächerstab. Die ganze Erscheinung passte überraschend zu dem grünen Theater, auf dem das hübsche Röschen gewandt und kokett mit ihren hohen, rothen Absätzen umhertrippelte.

Das Singpiel hat eine einfache, doch unterhaltende Handlung, so recht für eine ländliche Bevölkerung geeignet. Die Schächerin Röschen liebt ihren Schächer Colas. Die Väter der Beiden sind im Grunde mit der Heirath einverstanden, doch wollen sie diese, aus durchsichtigen Gründen, noch bis zum nächsten Jahr hinausschieben und legen darauf hin dem jungen Pärchen allerlei vorher heimlich verabredete Hindernisse in den Weg. Eine alte, schwachhafte Nachbarin, die Mutter Bobi, hilft hierbei nach Kräften mit, aber gerade durch sie wird schließlich wieder die ganze recht unnötige Quälerei der Liebenden vereitelt, — und so werden am Schluß des Stückchens Rosa und Colas dennoch ein glückliches Paar. Die Darsteller dieser kleinen ländlichen Scenen waren allgemein bekannt, wie auch, daß die alte Mutter Bobi von einem jungen Manne gespielt und gesungen werden sollte. Nur über den Darsteller des Schächers Colas wußte man so gut wie nichts, die Gäste auf der Terrasse, außer dem Hausherrn, erst recht nichts, und so war denn die Spannung der Zuhörer auf das Erscheinen Colas' keine geringe. Es dauerte eine lange Weile, bis dieser zum Auftreten gelangte, denn zuerst mußte die Intrigue zwischen den beiden Vätern nicht allein abgefart, sondern auch recht empfindlich in's Werk gesetzt werden. Endlich hat die arme Rosa ihre zweite Ariette gesungen, in der sie sich nach ihrem lieben Colas sehnt, als dieser erscheint.

Ein neues Murren freudigen Staumens geht durch die ganze Versammlung, denn wenn man auch seinen Augen kaum trauen will, so hat man doch den Darsteller, oder vielmehr die Darstellerin des jungen Colas erkannt: es ist, — kann keine Andere sein, als Fräulein Constanze von Theis in der reizenden Seidentracht eines Watteau'schen Schächers. Das gepuderte Lockenhaar mit

dem kleinen bedienten Schächerhütchen kleidet ihr hübsches Gesichtchen mit den heiter lächelnden Zügen, den strahlenden Augen allerliebst, und jetzt wandelt sich das Murren in ein lautes, kaum endemwollendes Bravo. Ihr Name geht leise, flüsternd von Mund zu Mund, denn nun haben Alle sie vollständig erkannt, — bis auf zwei Personen! Herr von Breteuil ahnt wohl eine Dame in der Schächertracht, doch weiß er noch nicht, wer sie ist; der junge Graf Salm aber ahnt weder das Eine noch das Andere, er denkt an gar nichts dergleichen, dafür verschlingt er fast mit seinen Augen, die sich weit, — weit öffnen, die liebliche, blendende Jünglingsgestalt.

Jetzt beginnt Colas, eine Rose in der Hand haltend, zu singen, — doch nicht die Ariette, welche Sedaine gedichtet und Monsigny in Musik gesetzt. Das Clavecin in der grünen Seiten-Coulisse intonirt die Weise eines alten, in der Picardie nur zu bekannten Volksliedes: „Pour la Baronne“, und seine Rose mit schwärmerischen Blicken betrachtend, singt Colas mit naivem Ausdruck:

„Du zartes Röschen!
Dir wird größeres Glück als mir,
Brach ich Dich doch für mein Röschen,
Das so lieblich blüht, gleich Dir:
Ein zartes Röschen!

An Röschens Busen
Bist Du süßem Tod geweiht,
Blühte ich an Deiner Stelle,
Wäre Sterben Seligkeit —
An Röschens Busen!“

Noch zwei Strophen folgten, dann löste sich die allgemeine Spannung in einen brausenden Jubel auf. Baron von Theis blickte mit feuchten Augen stillvergüßt auf sein liebes Kind, denn er wußte, daß die hübsche Romanze (im Deutschen schwer, in ihrem vollen koketten Liebreiz wohl unmöglich wieder zu geben), von seiner Constanze war. Doch das Spiel ging weiter, und ebenso hübsch und liebenswürdig heiter und sinnig, wie der schöne Colas sein Lied gesungen hatte, führte er seine Rolle durch und zu Ende.

Als die letzte Note des Schluß-Baudevilles verklungen, Colas sein Röschen sich glücklich erjungen und erlangen hatte, da begann der Beifall der Zuhörer im Garten auf's Neue und lärmender, begeisterter als vorher. Herr von Theis stieg mit seiner Umgebung die Treppe hinab, um vorerst seine ländlichen Gäste zu begrüßen, dann zum Diner in das Schloß zurückzulehren. Der junge Graf Salm hatte sich von seiner Seite gerissen und mit glühendem Antlitz durch die Menge zu der Bühne gedrängt, — wo er wiederum nur den alten Organisten traf, der das kostbare Clavecin sorgfältig schloß, — den so sehnlich gesuchten Colas fand er nicht!

Recht traurig lehrte der kleine Enthusiast in das Schloß zurück, da wurde ihm beim Eintritt in den Speisesaal ein Anblick, der ihn auf der Schwelle bannte, alles Blut aus den Wangen trieb, und seinen jugendlichen Körper in ein convulsivisches Beben versetzte. In der Mitte der Gäste stand eine junge, bildschöne Dame, Fräulein Constanze von Theis, welche die Huldigungen ihrer Umgebung ohne Verlegenheit, dafür mit einer natürlichen, liebenswürdigen Freudigkeit entgegennahm. Nur einen Augenblick dauerte die scheue Verwirrung des gräßlichen Knaben, dann stürzte er mit dem freudigen Ausruf: „Colas!“ auf die junge Schöne zu und wäre ihr in seiner Aufregung zu Füßen gefallen, wenn das überraschte Fräulein Constanze ihn nicht mit ihren Armen aufgefangen und zu sich emporgezogen hätte, freundlich und beruhigend auf ihn einsprechend. Die gegenseitige Vorstellung erfolgte rasch durch Herrn von Theis und nach kurzer Zwiegespräch ging es zur Tafel. Herr Pipelet von Leury führte Fräulein Constanze zu Tische, doch der junge Graf Salm blieb ebenfalls an ihrer Seite, und bildeten dann diese Drei mit dem Hausherrn zur Rechten des gräßlichen Knaben, die Mittel- und Hauptgruppe der Tischgesellschaft. Fräulein Constanze unterhielt sich hauptsächlich mit Herrn von Leury, doch vergaß sie dabei den kleinen enthusiastischen Nachbar an ihrer anderen Seite nicht. Sie plauderte so unbesangenen heiter und freundlich mit ihm, daß Beide, als die Tafel aufgehoben wurde, bereits die besten Fremde geworden waren. Währenddem hatte man den ländlichen Gästen im Garten Speisen und Wein gereicht, dann erschienen einige Dorfmusikanten, und der grüne Rasenteppich war bereits zum Tanzplatz geworden, auf dem die Paare sich lustig drehten, als die Herrschaften hinab in den Garten stiegen, um ebenfalls an dem ländlichen Tanze, wenn auch nur vereinzelt, Theil zu nehmen. Herr von Leury tanzte mit Fräulein Constanze in einem Menuett; was der gräßliche Knabe, der solchem Vergnügen fern bleiben mußte, dabei empfand, vermochte er sich selbst nicht zu erklären. Er fühlte seine Augen naß werden, und schamboll verbarg er sich unter der Menge.

Ein kleines Feuerwerk auf der grünen Bühne beschloß das hübsche Fest, und hierbei war der junge Graf Salm wieder an der Seite der schönen Tochter des

Schloßherrn, die er nicht verließ, bis endlich die Stunde des Abschieds der Gäste und der Ruhe gekommen war.

Am andern frühen Morgen stand Herr von Breteuil mit seinem Bögling reisefertig vor dem Baron und seiner Tochter, — Herr von Leury war bereits nach der Fabrik gegangen, dort seine Geschäfte so rasch, doch auch so gründlich als möglich zu besorgen. Der Reisewagen war am Abend vorher, gut wiederhergestellt, nach dem Schlosse geschafft worden und hielt nun angeschirrt mit dem Kutscher Pierre vor der Einfahrt, seiner Insassen harrend. Der Abschied war gegenseitig ein recht herzlicher, von Seiten des jungen Grafen jedoch ein wahrhaft rührender. Er weinte heiße Thränen und vermochte sich nicht von Fräulein Constanze zu trennen, immer lehrte er wieder zu ihr zurück, ihr die Hand zu drücken und zu küssen, bis das schöne Mädchen ihn endlich, selber tief ergriffen, zu sich emporzog und auf den Mund küßte. Da umschlang er jubelnd ihren Hals, und unter Weinen und Lachen preßte er sie an sich und gab ihr den Kuß mit Küffen auf Mund und Wangen zurück. Dann riß er sich los, wie beschämt über das, was er da gethan, und eilte zu dem Wagen, in den er sich weinend barg. Herr von Breteuil folgte ihm, rasch fuhr das Gefährt von dannen, — und Alles war vorüber. Das letzte Grüßen und Winken sah der junge Herr nicht, er lag in der Wagenecke, barg sein Antlitz in beide Hände und weinte bitterlich.

Herr Pipelet von Leury hatte am selben Morgen noch eine lange, ernste Unterredung mit dem Baron, und erst nach mehreren Tagen Zusammenlebens mit Vater und Tochter verließ er das stille Schloßchen von Sinceny, — als der Verlobte des schönen Fräulein Constanze von Theis. Die Hochzeit sollte stattfinden, sobald von Leury seine medicinischen Studien vollendet haben und einer der Leibärzte Sr. Majestät Ludwigs XVI. geworden sein würde.

4. Die Rose wird zum Lorbeer.

Es sollte noch einige Jahre dauern, bis Herr von Leury seine Stellung bei Hofe erlangen und seine schöne Braut heimführen konnte. Erst 1789, in dem so verhängnisvollen Jahre, wurde Fräulein Constanze von Theis Madame Pipelet de Leury und die Neuvermählten zogen nach Paris, wo der Baron ein stattliches Heim besaß. Hier versammelte Constance von Leury einen glänzenden Kreis von Dichtern, Künstlern und Gelehrten um sich, und ihre Salons gehörten bald zu den gesuchtesten und gefeiertsten von Paris. Sie selbst gab sich nun ungehindert ihrem poetischen Drange hin. Schon 1788 war im „Almanach des Graces“ ihre Romanze von der Rose („Bouton de Rose“) erschienen, und andere, ähnliche Productionen folgten. Doch die sich rasch und immer blutiger entwickelnde Revolution that diesem feinen gesellschaftlichen, schöngeistigen Leben Einhalt oder lenkte es doch in ganz andere Bahnen. Die erste Folge der neuen Verhältnisse war, daß Herr von Leury seinen Adel ablegte und sich als Arzt und Chirurg des Volkes erklärte, wodurch seine schöne geist- und talentvolle altadelige Gattin zu einer „Citoyenne Pipelet“ und Frau eines „Chirurgen“ wurde. Während Pipelet sich immer tiefer mit den revolutionären Machthabern einließ, setzte seine Gattin ihre poetischen Bestrebungen fort, und ihre Salons sahen nun die Poeten und Künstler der Revolution. Hatte früher ein Poet und begeisterter Verehrer sie den „Boileau der Frauen“ genannt, so nannte Marie Joseph Chénier, der Sänger und zugleich das Opfer der Revolution, sie jetzt die „Muse der Vernunft“. In unserer Erzählung ihre philosophischen und andere Dichtungen zu erwähnen, ist nicht der Ort, nur eines Werkes sei gedacht. 1794 brachte sie auf der Scene des Theaters Louvois, wohin die ehemalige „Academie royale de Musique“ übergesiedelt war, die lyrische Tragödie (große Oper) „Sappho“ zur Aufführung. Die Musik dazu hatte J. P. E. Martini (ein Deutscher, eigentlich Schwarzenberg geheißen), geschrieben, und an zweihundert Mal wurde das Werk mit großem Beifall aufgeführt. 1792 hatte ein Pariser Componist, Namens Bonjour, ihre Romanze von der Rose neu in Musik gesetzt, und trotzdem die Melodie nicht viel besser war, als die alte Volksweise, so machte das Lied, des hübschen Textes halber, dennoch Glück. Die galanten Verehrer der weiblichen Sappho sagten aber im Hinblick auf deren spätere werthvollen poetischen Productionen: „Die Rose ist zum Lorbeer geworden.“

So war die geistvolle Frau mit dem nichts weniger als poetischen Namen „Pipelet“ eine gefeierte Dichterin und nach dieser Richtung hin auch glücklich geworden, dafür aber wurde ihr Eheleben mit dem republikanischen Gatten immer unerträglicher. Dies führte 1797 zu einer Scheidung der Beiden. Bald darauf fand Citoyen Pipelet, und nun wurde seine Gattin, die sich jetzt Constanze Theis nannte, wieder vollständig frei.

Was war während dieser Zeit mit dem kleinen, schwärmerischen Anbeter der schönen Constanze, dem jungen Grafen Franz Joseph von Salm geschehen?

Die Familie der Wild-, Rhein- und anderen Grafen von Salm war eine weitverzweigte, und ihre verschiedenen Glieder damals kaum noch durch verwandtschaftliche Grade mit einander verbunden. Eines jedoch hatten die Häupter der auf der linken Rheinseite begüterten Zweige gemein: ihre Vorliebe für Paris. Meistens verzehrten sie dort ihre Einkünfte in eigenen prächtigen Palais. So baute sich 1786 der Fürst Friedrich III. von Salm-Kyrburg am Ufer der Seine eines der hübschesten Palais von Paris, doch mußte er seine allzugroße Vorliebe für die verführerische Lutetia mit seinem Kopf auf der Guillotine büßen. Das schmucke Bauwerk wurde in einer Lotterie ausgespielt; ein Coiffeur war der glückliche Gewinner. Aber 1803 erhob Napoleon es zum Palais der „Legion d'honneur“.

Titel, würdig ihrer Person und ihres nicht gewöhnlichen, großen Talentes. Immer poetisch thätig, starb sie 1845, achtundsiebzig Jahre alt, in Paris. Ihr Gemahl überlebte sie um sechzehn Jahre; er folgte ihr 1861 in's Grab.

Die Romanze von der Rose fand 1799 in Pradher dem Aelteren, einen damals beliebten Tonsetzer und Violinisten, einen würdigeren Componisten, und in Garat, dem eleganten und berühmten Sänger der Epoche der Revolution und des Directoriums, einen ausgezeichneten Interpreten. In dieser Form machte die hübsche Romanze wahrhaft Furore; in allen Salons von Paris wurde sie gesungen, und lange erhielt sie sich in der Gunst der singenden Künstler, Dilettanten und ihrer Zuhörer. Heute noch wird und muß sie, geschmackvoll vorgelesen, gefallen.

Als Schluß unserer kleinen Lieder-Erzählung, die sich hauptsächlich mit der „Rose“ und ein wenig auch mit dem „Lorbeer“ der Dichterin, Prinzessin Constanze von Salm, befaßt, mag sie hier folgen.

Vielleicht würde aber eine in irgend welcher Weise vorthellhaft veränderte Gewandung eben dieser neu erscheinenden alten Mode die wohlthätige Folge haben, die nicht nur der freudigen Begrüßung der Aerzte und der Maler sicher sein dürfte, sondern aller schönheitsfühligen Menschen überhaupt, — der ferneren Unmöglichkeit der unnatürlichen, abscheulichen Wespentailen. Eine Wespentaille im Empire-Kostüm wäre die köstlichste Caricatur.

Welche Plutken von Bildern und geschichtlichen Erinnerungen wallen daher in den Toiletten des Empire, — auch allerlei feste französische Melodien, die mit jenen Tagen verwebt sind, und sogar ein deutsches Lied, — Friedrich Reichardt's, des Berliner Hof-Kapellmeisters, reizendes Duett vom Weischen auf der Wiese, das die schöne Hortense Beauharnais mit der lieblichen Saint-Aubin so gern sang. War er doch in Paris während des Consulats und schrieb ausführliche Briefe nach Deutschland. Sowohl auf, wie zwischen den Zeilen, die an seine Gattin gerichtet waren, bewunderte er die seltsam geseideten Frauen zwischen all seinen musikalischen Berichten. Und auch Frauenbriefe aus fürstlicher Feder bringen Notizen aus der Modenwelt des Empire, die Fürstin Pauline zur Lippe, die geistvolle Regentin, die Tochter des Prinzen Albrecht in Falkenstein, die Freundin Gleim's und Jean Paul's und die

Das Röschen.

Gedicht von Prinzessin Constanze von Salm, 1785,
Melodie von Pradher dem Aelteren, 1799.

Allegretto.

GESANG.

1. Du zar - tes Rös - - chen, Dir wird ein gröss - res Glück als mir. Brach ich dich doch
2. An Rös - chens Bu - - sen, Bist Du dem sü - ssen Tod ge - weih't. Blüh - te ich an
3. Leb' wohl, mein Rös - - chen, Bald wer - de ich die Sü - sse sehn. Wan - dern See - len,

PIANO.

für mein Rös - - chen, Das hold und lieb - lich blüht gleich Dir — Ein zar - tes
Dei - ner Stel - - le, Wär' Ster - ben mir nur Se - lig - keit — An Röschens
dann ihr Göt - - ter! O las - set einst mich auf - er - stehn Als ein - fach

Rös - - chen! Ein zar - tes Rös - - chen!
Bu - - sen! An Rös - chens Bu - - sen!
Rös - - chen! Als ein - fach Rös - - chen!

Fine.

als welches es noch heute besteht und die Freude und Bewunderung eines jeden Fremden erregt.

Auch die Grafen von Salm-Dyl bewohnten Paris, doch flohen sie noch rechtzeitig diesem gefährlichen Aufenthalt. Bei der französischen Occupation des linken Rheinufers verloren sie ihre Feudalrechte, erhielten dafür 1803, beim Reichsdeputations-Hauptschluß, Entschädigung an Grundeigenthum und wurden 1816 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Nach Ordnung seines Grundbesitzes, 1803, kam der Graf, später Fürst Franz Joseph von Salm-Dyl, mittlerweile zu einem schönen Manne von dreißig Jahren herangereift, nach Paris. Hier sah er das ehemalige Fräulein Constanze von Theis, die unbewußt seine erste jugendliche Liebe gewesen, nun eine gefeierte Dichterin geworden war, wieder, und nur wenige Wochen darauf reichte er ihr am Altare seine Hand. Citoyenne Pipelet war Gräfin, dann Prinzessin von Salm geworden, ein Name und

Kadenz verboten.

Toiletten - Erinnerungen.

Skizzenblätter von Elise Po

I.

Schüchtern nur, aber doch schon wahrnehmbar, tauchen jetzt Gebilde auf — in den Händen fühner Modistinnen und in den Aeliers tonangebender Toiletten-Künstler, angestaunt, bewundert oder belächelt, um sich in die Welt der Gesellschaft hinaus zu wagen, denen man das Motto „Empire“ anheftet, auch wohl den Namen „Directoire“ mitgibt. Es gehört schon eine eigene Art von Schönheit oder ein ganz besonders pikanter Reiz dazu, zunächst diese verschiedenen wieder auferstandenen Quisformen mit Erfolg zu tragen, — ein unbeschreiblicher Augenaufschlag unter diesen seltsamen Schirmen hervor, — in den Kleiderformen des Consulats oder Empire aber mit Grazie einherzuschreiten, ist eine That, die eigentlich nur die Jugend und Frauen von tadellosem Wuchs ungestraft begehen dürfen und können. Alle anderen haben sich in einen großen Shawl zu hüllen und — zu resigniren.

warme Bewunderin der Kaiserin Josephine. Wie ein verblasstes Pastellbild erscheint die Gestalt der Gefährtin Napoleons; in dem Köpfchen strahlen nur noch die schönen Augen mit dem Ausdruck jener echten, jeelenvollen Weiblichkeit, die jene Frau so unwiderstehlich machte.

Es hört sich gut zu, wenn der deutsche Componist von den Pariser Sommer-Moden erzählt, von der Vorstellung bei „Madame Bonaparte“, von der schönen Madame Recamier und dem Empfang in dem Boudoir einer Weltbame, wenn er den großen Korien zu zeichnen versucht und von den schwarzen, duftenden Flechten der interessanten Madame Cabarrus schwärmt.

„So wie in der Luft,“ schreibt er, „so auch in den Moden herrscht hier mit Eins der volle Sommer. Man sieht überall bloße Damenköpfe, gar närrisch verschoren und verknitten; im Nacken und hinter den Ohren sind die Haare so kurz abgekürzt, als wenn die Stellen mit dem Rasirmesser geschoren wären; dabei stehen mitten auf dem Kopfe eine Menge langer Haare ganz in die Höhe gerichtet, — wie eine Pyramide; oder auch von einer gewissen Höhe wieder vorn auf die Stirn herabfallend.“

Diese Haartracht scheint viel eher die Erfindung eines listigen Friseurs zu sein, der sich und seine Gefellen den Damen



Kinderpielspiel im Berliner Thiergarten. Von G. Rosenband. — Siehe Seite 150.

für die nächste Zeit ganz unentbehrlich machen wollte, als die einer französischen Dame, die ihren Vortheil verstanden hätte. Weiße Basthüte, meistens rund, hie und da auch länglich, auch solche Strohhüte, mit breitem, sehr tief herunter geschlagenem Rande und vielem Rosaband sind allgemein an die Stelle des Turbans getreten. Ueberall sieht man auf den Köpfen der Alten wie der Jungen nichts als helle Farben: Rosa, Lila und ein sonderbares Blau, das in's Grüne spielt.

Die Kleider der prominenten Damen sieht man immer von feinem Percal, kurz, ohne Schleppe, dazu lange und weite, aber nicht gepuffte Ärmel. Von diesem feinen, sehr weichen, baumwollenen Zeuge tragen jetzt auch die meisten eleganten Männer ihre Hemden, die auch weit wohlfeiler sind als andere von feiner holländischer Leinwand. Herr A. z. B. hat sich ein halbes Duzend recht feine der Art machen lassen, die ihn nur achtundsechzig Livres, also siebenzehn Reichsthaler kosteten. Herr C. dagegen ein Duzend feine Hemden von holländischer Leinwand und ebenso viel dazu passende Tücher mit achtzehn Louisd'or, über hundert Thaler ungeres Geldes, bezahlt hat. In seiner Wäsche wird hier anseht sehr großer Luxus getrieben, man darf dieser nicht die kleinste Falte ansehen.

Der Aufwand der Damen in feinen weißen Kleidern ist noch weit größer, da er durch die leichte, unachtsame Weise, mit der sie ihren Anzug behandeln, durch die ungeheuer langen Schleppe, die zur eigentlichen großen Toilette noch immer gehören, und die bei allen Gelegenheiten betreten und zertrüffelt werden, der beständigen Gefahr ausgesetzt ist.

Ein allerliebtestes Bild, gleichsam mit Musikbegleitung, ist eine sogenannte Morgen-Scene, die dem Studium Gluck'scher Partituren am Klavier vorangeht. In einer heiteren Abend-Gesellschaft, nach Mitternacht, bittet eine schöne Pariserin den deutschen Musikmeister, ihr „in aller Frühe“ ein Ständchen zu opfern.

„In aller Frühe?“ erkundigte er sich angelegentlich. „Welche Stunde ist damit gemeint?“

„Deux heures!“

Mit militärischer Pünktlichkeit läßt sich der preussische Kapellmeister am nächsten Tage bei der reizenden Frau melden. Der Portier versichert, daß die Musik-Enthusiastin schon ungeduldig nach dem deutschen Lehrmeister gefragt. Leichtfüßig eilt Friedrich Reichardt die treppchenbelegten Treppentufen hinauf und dringt, ohne anzuhalten zu werden, bis zum Salon vor. Er ist leer, — das Klavier verschlossen, — keine verführerische Schülerin tritt ihm grüßend und lächelnd entgegen. Aber sich! — da trippelt ein niedliches Kammerfräulein zu dem Enttäuschten hin und bittet, als er ihr seinen Namen genannt, näher zu treten, — schlägt einen Haltenvorhang zurück und „meine junge schöne Dame liegt.“ so erzählt der deutsche Musiker gleichsam im Flüsterton, „zum Malen, in ihrem schönen, großen griechischen Bette, unter feinen weißen Decken, über welche dickepolsterte, weißblau seidene Kissen quer und leicht übergeworfen lagen. Zu beiden Seiten des Bettes edle griechische Gefäße, auf dem Tische längs vor dem Bette die allerliebsten weißen Tanzschühchen von gestern. Alles zum Malen. Den rechten Arm gar lieblich unter das seine, zarte Köpfchen stützend, begrüßt mich die Dame gar freundlich, ohne weiter ein Wort über die mich sehr angenehm überraschende Lage zu sagen, und heischt mich neben dem Bette niederzusetzen. Es wird von der gestrigen Assemblée und von einigen neueren Romanen, die neben dem Bette lagen, gesprochen.“

Nach einer halben Stunde ungefähr klingelt sie ihrer Kammerjungfer und heißt mich in den Salon gehen, weil sie aufstehen wolle. Das geschah sehr schnell, und sie erschien im Salon ganz in demselben weißen, leichten, aber eleganten Anzuge, in welchem ich sie im Bette gesehen hatte. Wir setzen uns an's Fortepiano, haben aber kaum eine Scene gesungen, so erscheint ein angesehenes, ganz gepuppter Juwelier und bringt ihr Schmuck zum Ansehen. Ihr gefällt das Alles nicht ganz, sie bestellt sich bei ihm allerlei kleine Haar-Verzierungen nach ihrer Phantasie zum nächsten Ball und geht darüber sehr mit ihm in's Detail. Nach einer guten halben Stunde kommen wir wieder an unsere Partitur, — aber kaum ist ein Duett gesungen, so kommt die Kammerjungfer und bringt ihrer Herrin das Frühstück. Sie setzt sich allein an einen kleinen gedeckten Tisch, ist ein gebratenes Huhn und trinkt ein Glas Stryker'schen Wein dazu. Es fiel ihr nicht ein, mir ein Glas anzubieten, als ich mir aber eins nahm, konnte sie auch wieder nicht begreifen, warum ich nicht die Flasche weiter austrinken wollte. Wir setzen uns wieder an's Piano, haben aber kaum zu singen angefangen, so kommen zwei Damen zur Visite. Ihr Fuß wird gemustert und getadelt und auf eine der berühmtesten Putzmacherinnen wird von meiner Dame sehr gescholten, daß sie ihr nicht auch schon den neu-modischen Hut gebracht, der ihre ganze Aufmerksamkeit auf dem Kopfe einer Dame erregt. In diesem überglänzten Augenblick tritt auch die Putzmacherin unangemeldet herein, mit einer Schachtel voll Hüte, und erhält gleich ihre Strafpredigt, so spät an ihre gute Kundin zu denken. Indem tritt der Herr des Hauses herein, — grüßt, scherzt, plaudert, erinnert an das Diner beim F'schen Gesandten, — der Salon füllt sich nach und nach mit jungen Herren, es giebt tausend Späße darüber, daß Madame noch nicht allzu lange erst aufgestanden, — sie läßt das gelten und kann sich nicht satt genug lachen, daß der Portier, in der Meinung, daß sie Visiten empfängt, weil sie mich den Morgen zum Musizieren hätte empfangen wollen, alle Welt hinauf lasse. Indes wird immerfort Alles eingelassen, man bietet Frühstück an. Ich schleiche mich davon, will, — es ist mittlerweile fünf Uhr geworden, — noch eine Visite bei der berühmten Madame Recamier machen, erfahre aber vom Portier: „Qu'il ne fais pas encore jour chez Madame.“ Das war das Ende der Pariser Morgen-Scene.

Die Begegnung mit der schönsten Frau Frankreichs, wie man sie einst genannt, fand später statt. Friedrich Reichardt sah Madame Recamier freilich erst, als sie ihre Blüthezeit bereits überschritten, — jene Tage in Coppet am Lac Lemán, wo die zaubernde Julie bei ihrer berühmten, geistvollen Freundin Madame de Staël weilte, und am Arme des preussischen Prinzen August in den schattigen Gängen des herrlichen Parkes auf und nieder wandelte, waren längst vorüber.

Der deutsche Musiker sagt von ihr bei Gelegenheit eines Festes: „Sie hat einen so vollkommen durchsichtigen Teint, daß man das Blut in den Adern rinnen sieht, doch ist sie mehr weiß als roth. Sie war auch ganz weiß angekleidet, in Atlas von feinen indischen Stoffen, sehr wenig besetzt, besonders hinten im schönen Rande und Rücken. In ihrer Wiener und ihrem ganzen Wesen hat sie einen ganz eigenen naiven, fast kindlichen, angenehmen Charakter, und ihre schönen, hellen Augen, die sie oft in die Höhe schlägt, und ihr lieblicher, halb geöffnete Mund voll schöner Zähne scheinen es ganz natürlich zu finden, daß man sie gern in derselben Lage

und Haltung stundenlang ansieht. Ihr schönes braunes Haar hatte sie sehr einfach in vollen Locken und mit einem breiten, schwarzen Sammetbande, das auf einer Seite die Stirn fast bis an's Auge bedeckte, ziemlich hoch in die Höhe gebunden. Dies war der Kopfbügel der meisten Damen, nur wenige hatten eine Reihe Juwelen oder Perlen unter dem breiten Sammetbande. Viele von den tanzenden Damen haben todtenblau aus. Madame Recamier war die Einzige, die mit einer langen Schleppe tanzte, die sie gracios über den Arm schlug.“

Eine Dame erzählte an jenem Abend dem preussischen Kapellmeister, daß Madame Recamier bei einem jüngst stattgehabten Ballfeste in dem Hause eines Gesandten in einem prächtigen Gala-Kleide von rothem Sammet erschienen sei, mit der Erklärung, nicht mehr tanzen zu wollen. Da jedoch die elegante Herrenwelt nicht nachließ, sie zu befürmen, einen so arnsamen Entschluß zurückzunehmen, so trat sie lachend in die Mitte des Salons, nehmte ein paar Knöpfe und Haken los, — die schwere, kostbare Hülle fiel und — Julie Recamier erschien in einem weißen Ball-Kostüm, entzückender denn je.

Eine andere vielbesprochene Dame aus der damaligen großen Welt, die frühere Frau Tallien's, des Revolutions-Mannes, jetzige Madame Cabarrus, spätere Fürstin C., kreuzte auch den Weg Reichardt's, und er blieb bewundernd stehen, um ihr nachzuschauen. Sie war damals schon tief in die Dreißig und bezauberte trotzdem noch alle Männer. Eine prachtvolle Gestalt mit vornehmen, ruhigen Bewegungen, ein feiner Kopf mit großen, dunklen Augen und ausdrucksvollen Zügen, stets reich gekleidet, trug sie ihr ganz prächtiges schwarzes Haar, wie ihr deutscher Verehrer beschreibt, in langen und breiten Flechten rund um den Kopf bis dicht an die Stirn und wieder dicht an den Hals gewunden. Echte Perlenkranze liefen mit ihrem sanften Schimmer durch das glänzende Haar. Sie trug mit Vorliebe weißen, anliegenden Atlas mit fluthen kostbarer Spitzen. Russische und polnische Damen erwähnt er, strogend von Juwelen, aber auch eine hübsche Engländerin, deren Namen Niemand kannte, und die ihm auch ihrer Toilette wegen auffiel: sie war ganz in schwarzem Sammet mit Perlen-Bezah und Stiderei und Schmalen am Kleide von Brillanten, dabei ein Gold-Diadem, mit Juwelen wie bestreut, im gold-blonden Haar.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Radrennen verboten.

Wien in der Sommerfrische.

Baden bei Wien, im August.

Die schöne Sommerzeit! Du lieber Gott, — ja doch, sie ist sehr schön, aber nur die Tugend be-
 doch, die Schönheit vergeht, und das ist nicht die
 schlechteste ihrer besonderen Eigentümlichkeiten.
 Man soll sich nicht verfühnen; gut, also ich
 gebe nach und bedauere, daß die Schönheit ver-
 ganglich ist, aber Sie müssen mir gestatten, es auszusprechen,
 daß man noch keine sehr ausschweifende Phantasie haben muß,
 um sich größere Genüsse vorstellen zu können, als die Sommer-
 freunden, die wir Wiener alljährlich auszustehen haben.

Ausreden lassen, — ich bitte! Ich weiß selber ganz gut,
 daß Wien eine so reizvolle landschaftliche Umgebung hat, wie
 nur wenige andere Großstädte der Welt, — ja, wenn Sie
 meinen Local-Patriotismus nur noch ein klein wenig reizen,
 bin ich im Stande zu sagen: wie keine andere Großstadt der
 Welt. Auch ist mir nicht ganz unbekannt, daß es im Allge-
 meinen für eine schöne und gute Sache gilt, wenn ein Groß-
 städter sich sammt Kind und Regel vom Staub und Lärm des
 betäubenden Weltverkehrs zurückziehen kann in die lauschige,
 stille, schöne Natur. Ich weiß das so gut, daß ich auch nach
 dieser Richtung hin nicht weiter gereizt werden darf, sonst
 dicke ich Ihnen eine Zölle über die Hitze des Landlebens.

Alles wird zugegeben, aber deshalb bleibt es doch eine be-
 denkliche Sache um unsere Sommerfreunden. Ueber die Sommer-
 frische in Wien rede ich nicht; denn, wie ich im Conversations-
 Lexikon (Brockhaus, 13. Aufl., II. Bd.) nachgelesen habe, wan-
 deln auch Sie in Berlin nicht unter Palmen. Ich habe nie
 recht's Glück gehabt, wenn ich mich blumen- und bilderreich
 ausdrücken wollte. Ich wollte sagen, daß schließlich und end-
 lich auch Sie in Berlin zur Sommerzeit gewöhnlich nicht Ge-
 fahr laufen, zu erfreren. Im diesjährigen Sommer ist freilich
 Alles möglich, indessen auch Sie werden gerade so, wie wir in
 Wien Augusttage haben, an welchen man mit voller Berech-
 tigung sagen kann: die Kälte hat sich gebrochen.

Was nun daraus folgt, ist ebenso natürlich, wie bitter:
 man zieht auf's Land. In der Theorie ist das sehr hübsch,
 reizend, aber in der Praxis stellt sich die Sache so: man,
 ich bitte um Entschuldigung, — man schwingt auf dem Lande
 nicht weniger als in der Stadt, dafür schludert man auf dem
 Lande allerdings beträchtlich mehr Staub. Das ist schon etwas;
 das erhöht die Empfänglichkeit für die wunderbar erfrischende
 Wirkung eines guten Trunkes, den man dann nur um so
 höher schätzen lernt, als er Einem auf dem Lande immer vor-
 enthalten bleibt. Weiter: alle jene, für die Approvisionierung
 einer Großstadt so wichtigen Lebensmittel, die ihr alltäglich
 und allmählich vom Lande zugeführt werden, können Sie auf
 dem Lande selbst nur sehr schwer erhalten, und natürlich nur
 zu bedeutend höheren Preisen. Warum? Nicht fragen Sie?
 Fragen Sie unsere biederen Landleute; ich glaube, nicht ein-
 mal die werden's Ihnen sagen können.

Noch weiter: In der Stadt hat man seine Wohnung, die
 man seinen Verhältnissen und seinem Geschmade gemäß ein-
 gerichtet hat. Man hat seine gewohnte Bequemlichkeit, man
 hat behagliche, trockene, kühle Zimmer, man hat Licht, Luft,
 Raum, Ordnung. Und nun zieht man zu seiner Erholung
 auf's Land; man drückt sich in ein Bauernhaus, die Zimmer
 sind niedrig und dumpf, die Fenster klein; oft ist die Woh-
 nung feucht, man wird von Fliegen belästigt und noch von
 manchem Anderen, was da freucht und flucht. Dazu sind
 diese Wohnungen, wenn überhaupt, meist nur ungenügend
 eingerichtet; man muß daher auch noch Möbel hinausstran-
 portieren. Dabei kann es, wie ich ohne Weiteres zugeben will,
 kann es ja, sage ich, vorkommen, daß die „Männer“ den
 Wäschekasten auf der Treppe nicht fallen lassen und von der
 Axtendz die schönsten Holz-Ornamente nicht herunterzulagen,
 aber sicher ist, daß man einen Möbeltransport mit viel größe-
 rer Wahrscheinlichkeit des unbeschädigten Ankommens nach
 Ostindien dirigieren kann als nach einem Vororte von Wien.

Endlich ist man aber nun doch draußen, und die Sommer-
 genüsse können beginnen. Die Verhältnisse gestatten es im
 Allgemeinen nicht, daß man ein Landhaus allein bewohnen und

den dazu gehörigen Garten ebenfalls für sich allein haben kann;
 man hat sich also in der Regel mit den ländlichen Hausherrn-
 leuten und mit unterschiedlichen Sommerparteien abzugeben,
 und das geht nicht immer auf friedlichem Wege. Einmal
 haben die bescheidenen Diensthöten etwas angeestellt, ein anderes
 Mal bilden die Kinder die Ursache des Streites; es giebt jedenfalls
 immer etwas, was den Anbruch des goldenen Friedenszeit-
 alters verhindert. Der Gatte und Vater, wie die euphemisti-
 schen Bezeichnungen für die schwer functionirende Geldherbei-
 schaffungs-Maschine lauten, hat noch das Gute, daß er von all
 den kriegerischen Ereignissen wenigstens tagsüber verschont
 bleibt. Er genießt die Sommerfreuden nur in aller Gottes-
 frühe, bevor er zu seinem Geschäfte in die Stadt fährt, und
 spät am Abend, wenn er müde und abgespannt wieder heim-
 gefehrt ist.

Diese täglichen Fahrten nach der Stadt und wieder zurück!
 Im Winter mögen sie ja recht unangenehm sein, im Sommer
 sind sie einfach unerträglich. Sie werden aber doch ertragen,
 ein Jahr wie das andere.

Alles, Alles wird ertragen, all' die Pladerei, der Ärger,
 die Noth, denn es kommen dann doch Stunden und Tage, die
 alle Unbill vergessen lassen, und die doch für alles Ertrittene
 Ersatz bieten. Wenn ein Mensch sich den Athem beengt fühlt
 und in seiner Beängstigung ausruft: Luft, Luft! und hinaus-
 stürzen will, dann werden ihn wahrlich auch die weitesten Re-
 flexionen nicht zurückhalten. Und nun denken Sie sich diesen
 Anfall von Athembelämmung verzehn-, verhunderttausend-
 fach, und Sie werden die ungeheure Kraft der centrifugalen
 Tendenz würdigen, die sich alljährlich in Wien zur Sommer-
 zeit geltend macht. Alles wird in den Kauf genommen, nur
 — Luft, Luft! Ja, Luft und Wald und Feld und Wiese, Berg
 und Thal, der Blumenduft und der Spiegel des Sees, — wie
 reich, wie glücklich macht doch Alles das, und wie arm und
 elend ist doch der, der all' das missen muß!

Unsere Bahnverwaltungen sind diesen allsommerlich epi-
 demisch auftretenden centrifugalen Bestrebungen der Wiener
 Bevölkerung mit vollem Verständnis entgegen gekommen. Die
 Verkehrsmittel sind ganz außerordentlich vermehrt und ver-
 wohlfeilt worden. Der Hauptstrom ergießt sich natürlich in
 die Thäler des Wiener Waldes, der mit seinen grünen Höhen
 die Hiesigen freundlich umkranzt. Aber die Bewegung macht
 da nicht Halt. Es ist wie die Wellenbewegung der centrifu-
 galen Kreise auf dem Wasser; sie wird immer schwächer, je
 größer der Kreis wird, aber sie erstreckt sich, wenn sie kein
 natürliches oder künstliches Hinderniß findet, in unermeßbare
 Weiten. So ist es auch schwer zu sagen, wo die Wiener
 Sommerfrische aufhört. Zu Östern und zu Pfingsten wird
 Venedig eine Vorstadt von Wien. Man kann sicher sein, dort
 an einem Tage auf dem Marcus-Platz mehr Bekannte zu
 treffen als sonst in Wien in acht Tagen. So ist es zu Zeiten
 auch mit Abbazia. Die Entfernung ist kein Hinderniß mehr,
 und nun gar erst zur sommerlichen Ferienzeit! Man kann
 ruhig sagen: wo es irgend schön ist auf Gottes europäischer
 Welt, da findet man auch Kolonien von Wiener Sommer-
 frischlern.

Uebrigens hat es wirklich keine Großstadt der Welt mit
 dem Genuß der Naturschönheit so bequem wie Wien. Das
 Schönste haben wir ja fast zum Greifen nah. Erst der Wiener
 Wald, dann der Semmering, die Steiermark, das Salzkammer-
 gut, Oberösterreich, Tirol, Kärnten, Krain, Ungarn, Böhmen,
 Mähren, Schlesien, — ja, wo ist es denn nicht schön in unse-
 rem Reiche? Und wo es schön ist, da findet man die verstreuten
 Colonnen der Wiener Gesellschaft. Du findest sie auf dem
 Nordcap und in der Schweiz, an der Ostsee und an der Nord-
 see, in Franzensbad und Karlsbad, in Trouville und Scheve-
 ningen, und Gott und Ritter's geographisches Lexikon wissen
 wo sonst noch!

Und wenn dann die Tage wieder kürzer und die Abende
 länger werden, dann erwacht wieder die centripetale Tendenz
 und Alles strömt wieder zu der Stadt zurück, die Einem in
 der Ferne erst wieder recht von Herzen lieb und theuer
 geworden ist. Alle Ehre den ragenden Gletschern, dem rau-
 schenden grünen Wald, dem blinkenden See und dem lauschigen
 Thal, Gottes Welt ist schön allüberall, und darum ist's daheim
 auch schön, und wenn's überall gut ist, ist's in Wien auch
 nicht schlecht. Und wie auch die Welt draußen sonnig gelacht
 hat, es kehrt doch Jeder heim mit dem Gruß aus dem Herzen:
 Grüß dich Gott, Wiener Stadt!

Baldwin Groller.



Radrennen auch im Einzelnen verboten.

Unter Blüthen. Von E. Hanehog. Siehe das Bild,
 Seite 145. — Zum Feste der Göttin Venus selbst gilt es, das
 Haus zu schmücken. Blüthe auf Blüthe wandert in den Korb,
 um, zu zierlichen Girlanden und Kränzen gewunden, den steiner-
 nen Säulenhallen frisches, prangendes Leben zu verleihen. Der
 schönste Blüthenzweig aber, den die reizende Griechin bricht, soll
 nicht an kaltem Marmor welken. Er ist dazu bestimmt, ihr
 eigenes Haupt zu schmücken, wenn sie im Zuge der Jungfrauen
 nach der Tempelhalle pilgert.

Kinderpielplatz im Thiergarten. Von E. Rosenstand.
 Siehe das Bild, Seite 149. — Berliner Kinder genießen im All-
 gemeinen nicht der besten Nachrede. Man bedauert sie, daß sie
 ohne Licht und Luft kümmerlich aufwachsen, spricht von ihrer
 geistigen Frühreise und ihrem körperlichen Zurückbleiben, und
 wenn man ihnen etwas besonders Schmeichelhaftes sagen will,
 vergleicht man sie mit Treibhauspflanzen. Wer einmal Berliner
 Kinder auf ihren Spiel- und Tummelplätzen, für die in allen
 städtischen Anlagen und öffentlichen Parks gesorgt ist, beobachtet hat,
 überzeugt sich bald, daß ihnen die kindlichen Freuden ebenso reichlich
 zugemessen sind als anderen Altersgenossen. Wohl verflümmert
 hier wie anderswo manche Menschenknospe in Armut und Elend,
 und Welches drängt sich in einer Millionenstadt eng zusammen
 und fällt darum stärker in die Augen; wohl schnürt auch hier
 manchem kleinen Menschenkinde geldstolze Unvernunft die Bewegung-
 freiheit ein und statt lebendiger Menschlein wachsen zierlich aus-
 starrte Blüppchen heran, aber diese Ausnahmen finden sich überall
 und an allen Orten. Wie Berlin selbst im Allgemeinen eine ge-
 sunde Stadt ist, sind auch die Kinder gesund und die ihnen häufig
 vorgeworfene Frühreise besteht nur darin, daß sie sich auf
 dem ihnen vertrauten Boden naturgemäß sicher und ohne Ver-
 legenheit bewegen. Das Eldorado der Berliner Kinderwelt, so-
 weit er für sie zu erreichen ist, ist natürlich der Thiergarten.

Im Frühling und Herbst besonders, — denn während der Sommermonate ist die sich auf den Spielplätzen tummelnde kleine Gesellschaft stark gelichtet und eher am Strande der Seebäder und in den Wäldern der Sommer-Erholungsorte zu finden, — sind die Spielplätze von ganzen Scharen fröhlicher Kinder belebt. Während auf den Bänken die Mütter und Kinderfrauen geistreiche Wechsellieder tauschen, wählen die ihnen anvertrauten Pflegerinnen eifrig im Sande und bauen wahre Kunstwerke oder jagen sich um die Wette. Es ist ein lustiges Treiben und so charakteristisch für Berlin, daß mit Jagd und Recht in den Fremdenführern als Sehenswürdigkeit darauf hingewiesen werden kann.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten.

Nordische Frauenarbeiten. — Auf der diesjährigen Kunst- und Industrie-Ausstellung zu Kopenhagen wird uns zum ersten Male die Gelegenheit geboten, das Wesen, den Charakter und die Thätigkeit der weiblichen Haus- und Kunst-Industrie des Nordens kennen zu lernen. Nicht allein die Leistungen der weiblichen Kunstschulen verschiedener Städte, sondern auch die Arbeiten der textilen National-Industrie zeigen sich uns hier als ein wohlgeordnetes Ganzes, welches, in aller Stille geschaffen, jetzt mit dem besten Material und reichlichen Kräften ausgerüstet, muthig in die Schranken tritt. Es zeigt sich in dem Gebotenen ein unermüdlicher Fleiß, vereint mit bewunderungswürdiger Energie und Ausdauer, die dem nordischen Charakter eigen ist; dabei ist die ursprüngliche Originalität auch in den neuesten Arbeiten treulich bewahrt.

Unter den zahlreichen Abtheilungen dieses Genres nimmt der Verein „Stockholmer Handarbeits-Vänner“ (Handarbeits-Freunde) ohne jeden Zweifel die erste Stelle ein; die Leistungen des Vereins gehören zu den besten, die auf diesem Gebiete geschaffen sind. Seine Bestrebungen gehen dahin, den Gewerbfleiß zu heben und künstlerisch zu veredeln. Er stützt sich auf die alten, überlieferten vaterländischen Arbeiten, welche von Bäuerinnen verfertigt werden, und ist bemüht, die Geschicklichkeit dafür auch in der Hauptstadt neu hervorzuwecken.

Die Kasse des Vereins macht einen imponirenden Eindruck. In Gemeinschaft mit dem Stockholmer Kunstgewerbe-Verein, der die Holztafel der Wände, die Möbel und die Prunkgefäße ausstellt, ist die Ausschmückung durch die verschiedenartigen großen und kleinen Handarbeiten so künstlerisch geordnet worden, daß der Raum dem Beschauer einen höchst behaglichen Ruhepunkt gewährt. Der durchgehend feine, harmonische Farbenton in den einzelnen Erzeugnissen thut dem Auge wohl; das nordische, oftmals etwas steife, geradlinige Ornament wird durch die häufig auftretenden grotesken Thierfiguren, z. B. Renthiere mit Vögeln auf dem Rücken, Hunde in drohlicher Verrenkung etc., belebt. In den Arbeiten selbst ist nun die mannigfaltigste, dabei immer stilgerechte und originelle Technik angewandt. Als Ursprung der heute gepflegten Stickerie und Weberei ist die schmale, weiße, eigenthümliche Verzierung des unteren Ärmelabschlusses eines Frauenhemdes anzugeben, welche aus alten Zeiten stammt, und mit deren Anfertigung sich noch heute die Frauen und Mädchen im Herzen des Landes beschäftigen. Der Winter ist ja im Norden so lang, daß der Hausfleiß wohl dadurch mehr als in Deutschland ausgebildet ist. Die alten Muster sind derartig fein gearbeitet, daß sie erst vermittelst des Vergrößerungsglases auf ihre eigentliche Technik hin geprüft werden mußten, um dem Webstuhl oder dem Sticken angepaßt zu werden. Daraus sind nun allmählig die reizvollen Muster entstanden, wie wir sie auf den ausgestellten Dedern, Gardinen, Sophabehängen, Tischläufern, Kissen etc. bewundern. Auch der Grund wird besonders hergestellt, sei es Leinen oder Canvas. Außerordentlich abwechslungsreich sind die Zusammenstellungen des Materials und der Technik. Wie wirkungsvoll ist jener Vorhang auf gelblich-leinernem Filz-Gewebe behandelt, nach echt nordischen Muster in bunter Wolle mit einer Art länglichem Webestich gestickt, dabei nur leicht den klaren Grund bedeckend. Dort ist Smyrna-Arbeit als erhabene liegende, farbige Ornamente auf dunkelroth-braunem Webstoff zu Feuer- und Trubentischen verwendet, hier fesselt die Verbindung von Tuch und Leder den Blick; es ist nämlich gelbliches, weiches Ziegenleder nach gefälliger Zeichnung ausgeschnitten und demnachst theils auf indigoblauem und rothem Tuch vermittelst verschiedener Applications-Stiche in crème-farbener Seide aufgenäht. In dieser Weise sind Gredentastchen, Kragen- und Ärmelbesätze hergestellt. Auch ist farbiges Tuch in matten Tönen, ausgeschnitten und auf weißes Leder appliqué; beide Arten sind so apart, daß sie verdienen, in Deutschland eingeführt zu werden.

Aus dem Umstände, daß der Verein vielfach die zugeschnittenen Leinwandstücke für Dedern, Tücher, Schürzen, Kragen den Bauerfrauen im Lande zum Besticken nach ihrem eigenen Belieben übergibt, ist wohl ersichtlich, daß auch die neuen Muster stets echt und originell sind; denn es ist wohl zu beachten, daß diese Leute jegliches Muster aus freier Hand und aus dem Kopfe sticken, ohne sich auch nur einen kleinen Entwurf oder gar eine punktirte Zeichnung zu machen. Niemals wiederholen sie ein Muster, weil, wie sie selbst sagen, „kein Verstand darin läge“.

Durch den Besitz einer reichen, stets im Wachsen begriffenen nationalen Kostüm-Sammlung ist der Verein im Stande, auch dadurch seine gesammelten Arbeiten auf echte Motive zu basiren. Das zeigt sich besonders in der Herstellung aller Arten von Spitzen und gewebten farbigen Bändern. Erstere sind von unvergleichlicher Schönheit in der Ausführung, und gerade dieser Zweig ist als vortreffliche Leistung zu bezeichnen. Vielfach sind in den schwedischen geklöppelten Spitzen zwei Fäden von verschiedener Stärke verarbeitet, indem der stärkere zur Hauptfigur benutzt ist und der feine mehr den Klein sowie die begleitende Form bildet. Die dänischen Spitzen besitzen als Hauptmerkmale fast immer einen rundbäuerigen Fond, der den Eindruck von vergrößert gesehenem Tüll macht. In der Zeichnung finden sich Herzformen vorherrschend sowie Anläufe an Schneckendesignen, die den schwedischen mehr fern bleiben.

Die zu Besätzen von Schürzen, Hemden und Hauben gebrauchten weißleinenen gewebten Bänder weisen die verschiedensten Muster in Blau, Roth und in grauen Farben auf, und jede Provinz, — z. B. Helsingland, Östergötland, Zemland, — hat ihre eigenen kleinen Abweichungen im Stil. Ein Webstuhl ehlt fast in keinem nordischen Bauernhause. Die Wände sind,

hauptsächlich in der Provinz Schonen und Dalekarlien, mit eigengewebten Behängen decorirt, ähnlich unseren Schmutzhandtüchern mit breiten, farbigen Querstreifen durchzogen, in denen auch Figuren in bunter Reihe, ein Männlein und ein Fräulein, oft wiederkehren. An ihrer Lebensfähigkeit möchte man allerdings zweifeln, denn sie haben ihre eigene Anatomie.

In Anlehnung an die alten, überkommenen Muster hat der Verein auch seinem Webstuhl die Herstellung der decorativen Stoffe anvertraut, und die Leistungsfähigkeit, sowohl in Gobelin- als auch in Leinen- und Wollgeweben, tritt durch die wohlgelegenen Stücke am besten zu Tage. Zwei Lehnstühle sind mit Gobelinstoff bezogen. Derselbe zeichnet sich durch die völlige Beherrschung der textilen Technik, des Stils und der Farben aus. Sehr hübsch und eigenartig macht sich ein gewebter Baumwollstoff, der als Fries oben an der Wand der Kasse entlang drapirt ist: gelblicher Grund mit hellblauem und und helldorchem Sternmuster als Klein.

Den Reichtum an Arbeitsorten und musterartigen Motiven, wie er in dem Stockholmer Handarbeits-Verein vertreten ist, hat kein anderes ähnliches Institut aufzuweisen. Erst nach seinem Vorbild sind die Vereine zu Kopenhagen, Lund und Helsingfors gegründet, deren Streben jedenfalls auch sehr anerkannt und gewürdigt zu werden verdient, die aber kaum etwas Neues in den vorher beschriebenen Arbeiten zu bieten vermögen.

Auch die anderen Gebiete der weiblichen Kunstgewerblichen Thätigkeit haben Vortreffliches aufzuweisen; insbesondere heben wir die musterartigen Metall-Arbeiten sowie die anerkannt-würdigen Leistungen der Majolika-Malerei hervor. Die reichhaltige Ausstellung zeigt auf diesen Gebieten dem Beschauer manches Neue und Schöne, und es liegt der Wunsch nahe, daß den Frauenarbeiten, gleich denen des Nordens, überall ein gebührender Platz eingeräumt werde.

H. Lehner.

Aus der Frauenwelt

Wien. — Kaiserin Elisabeth, die bekanntlich eine besondere Vorliebe für Heine's Dichtungen hat, ließ sich vor Kurzem sämtliche Lieder des Dichters, die in Musik gesetzt wurden, bringen. Die Compositionen von Schubert und Desvauer, welche sich wohl am herrlichsten den Worten des Poeten anpassen, ließ sich die Kaiserin nun häufig von ihren liebeskündigen Gesellschaftsdamen vortragen. Vor einiger Zeit versuchte Erzherzogin Valerie selbst, eine Melodie für ein Gedicht Heine's zu componiren. Dies sollte eine Uebersetzung für die Kaiserin werden. Die Kaiserin meinte aber, nachdem sie die Probe anhörte: „Mein Kind, da ist nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit den simplen Volksliedern, die förmlich mit dem Sange zugleich geschaffen scheinen. Der Heine'sche Text bietet für Dich einen zu spröden Stoff, solch' charakteristische Worte fordern heroische Melodien.“

München. — Die seltene Feier der diamantenen Hochzeit begeben am 9. September der Herzog Max in Baiern und seine Gemahlin, die einzige noch lebende Schwester König Ludwig I. Den neuesten Bestimmungen zufolge wird das Tegernseer Schloß, in welchem auch die silberne und goldene Hochzeit stattgefunden hat, der Schauplatz dieses seltenen Festes sein, zu welchem die Kinder und Schwiegerkinder des Jubelpaares, also Kaiserin und Kaiser von Oesterreich, Königin und König von Neapel, Gräfin Trani, Herzogin und Herzog von Alençon und Erbprinzessin von Thurn und Taxis erwartet werden.

Strasbourg. — Die Gemahlinnen der beiden französischen Staatsmänner Floquet und Ferry sind, wie aus dem Glas mitgetheilt wird, Enkelkinder jener Lotte Kästner, die als Modell für Werther's Lotte in Goethe's „Leiden des jungen Werther“ so berühmt geworden ist. Die Kästner'sche Fabrik florirt noch heute in Zanten i. E. Die beiden Schwestern sind natürlich durchaus Französinen.

Brüssel. — Ein in Belgien noch nicht dagewesenes Ereigniß beschäftigt gegenwärtig die juristischen Kreise Brüssels überaus lebhaft. An der Brüsseler Universität hatte Fräulein Popelin Rechtskunde studirt; sie hatte alle Prüfungen in Ehren bestanden und ist nunmehr nach Ablegung des Schluß-Examens, welches ihr die juristische Doctorwürde verleiht, gefählich dazu berechtigt, zur Advocatur zugelassen zu werden. In der That will Fräulein Popelin sich der Advocatur widmen. Um in das Verzeichniß der Advocaten aufgenommen zu werden, muß vor dem Appellhofe der vorgeschriebene Eid geleistet werden. Vor Kurzem fand vor dem Brüsseler Appellhofe wieder eine Eidesleistung statt, bei der mehrere neue Advocaten eingeschrieben wurden. Auch Fräulein Popelin hatte sich gemeldet, war aber nicht zum Termin erschienen. Sie hatte sich nach der Vorschrift an den General-Staatsanwalt des Brüsseler Appellhofes, van Schoor, gewendet und ihm angezeigt, daß sie den Eid zu leisten wünsche. Van Schoor erwiderte ihr, nach seiner Anschauung gestatte das Gesetz nicht, daß weibliche Personen die Functionen eines Advocaten ausüben; er sei daher nicht in der Lage, den Appellhof zur Entgegennahme ihres Eides aufzufordern. Auf die Lösung dieser Prinzipien-Frage ist man gespannt, und da Fräulein Popelin auf ihrem Rechte besteht, so wird der Brüsseler Appellhof endgiltig darüber zu entscheiden haben, ob eine weibliche Person Advocat werden darf. Für die Studentinnen der juristischen Facultät ist diese Entscheidung von größter Bedeutung.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wien. — Man kann der Mode, trotz ihres diesmal so stark zu Tage tretenden Vandalismus, dennoch nicht ernstlich gram werden! Es ist wahr, im Dienste einer vorübergehenden Laune wüthet auf ihren Befehl die Schere mörderisch unter den edelsten Werken des Webestuhls, — aber sie erheben alle wieder und dann mit neuem Reize geschmückt. Wir meinen hier die hochmodernen a jour Säume, welche die aus einander geschnittenen Stofftheile annuthigst verbinden. Man liebt es, am Rande zwei bis drei solcher Säume über einander anzubringen. Aber auch an den Taillen wie Ärmeln bilden dieselben eine sehr reizvolle Zierde von feinstem Geschmack.

H. M.

Paris. — Das Einfachste ist häufig auch das Eleganteste! Als Beispiel geben wir einen Hut mit weit vorspringender Krempe,



dessen ganze Garnitur aus einer Windentrante und einzelnen Holsunderblüthen besteht. Kein Futter, keine Schleife, nur sehr feines italienisches Stroh und Zwischenfäde aus mattgrüner Strohspeige. Zwei leicht mit Gold gestickte Tüllvolants, von denen der eine den Kopf, der andere die Krempe bildet, stellen den anderen, sehr eigenartigen Capote-Hut her, welchen eine Guirlande gelber Rosen garnirt. Die gewählte Verbindung von Gelb und Weiß ist besonders reizend und paßt zu blondem wie zu dunklem Haar. Im Herbst wird man die Capote, in schwarzem Tüll und Krepp ausgeführt, wiedersehen. Eine andere Form, die gleichfalls als Modell für die Winter-Capote anzusehen ist, zeichnet sich durch eine grazios gedogene, den Kopf reizend umrahmende Krempe aus. Iris in Gelb, Weiß und Lila bildet die Garnitur.



— Man könnte glauben, die Zeiten Josephinens von Beauharnais seien wiedergekehrt, wenn man die einfarbigen und gestreiften Musselins die Kisten der Sommer-Toiletten bestreuen sieht. Nur schade, daß diese einfachen, jede Raffung verschmähenden Toiletten verhältnismäßig kostspielig sind, weil sie ein Unterkleid von guter Seide erfordern; auch garnirt man sie mit breiten Seidenstickereien, welche die alten Palmenmuster der indischen Shawls nachahmen. Die Façon ist die denkbar einfachste: glatter Rod und Taille ohne Schöß, beides durch eine Schärpe verbunden. Die Taille schließt hinten mittelst Knöpfe. Das Unterkleid unseres Modells ist weiß, die seidene Schärpe, zu rosa gestreiftem Musselin, von grüner Farbe; letztere herrscht auch in den Stickereien vor. Ein anderer halb-starrer gestreifter Stoff, der den Namen Alpha führt und mehr Halt hat als alle in dieser



Saison verwendeten Baumwollentoffe, macht vermöge dieser Eigenschaft Draperien und Schürzungen entbehrlich. Eine sehr hübsche Alpha-Robe, welche in einem Seebade zu glänzen bestimmt ist, läßt ein Unterkleid aus plüschtem crèmefarbenen Musselin sehen. Der Rod aus Alpha, in dem granatrothe Streifen mit crème-farbenem Durchbruch wechseln, ist an einer Seite leicht gehoben. Ein schmaler granatrother Sammetbürtel umspannt die kurze, vorn gekreuzte Taille, deren rechte Ähsele und den oberen Theil des linken Ärmels plüschter Musselin verziert; ein breiter Plüsch-Streifen legt sich schräg über die Vorderbahn des Rodes. Die Hinterbahnen fallen gerade nieder.



— So reizend unsere heutigen Moden sind, wenn man sie zu tragen versteht, so ungraciös sind sie, wenn sie nicht dem Wuchs oder der Gestalt entsprechen. Die kurze Taille und der glatte Rod eignen sich daher nur für schlankere Frauen und, dieses Princip festgestellt, können wir die aus den Werkstätten unserer großen Schneiderinnen täglich hervorgehenden geschmackvollen Toiletten für jüngere Damen uneingeschränkt bewundern. Als Beispiel diene eine Robe aus dunkler Changanseide mit hellgrünem, goldgesticktem Besatz und weißer Leinenweste, die durch graue Perlmuscheln geschlossen wird. Ein brauner tellerförmiger Hut, ganz von weißen Rosen mit dunklem Laub bedeckt, und eine zu dem Kleide passende Shawl-Mantille vervollständigen das anmuthige Kostüm.

Für Schulmädchen und Pensionärinnen, die einige Zeit auf dem Lande verleben, empfiehlt sich als sehr praktisch ein Kleidungsstück, welches Kostüm, Staubhülle und Reiseumantel in sich vereinigt. Grauer Alpaca oder ungebleichtes Leinen mit einem Phantasiebesatz sind die zur Herstellung besonders geeigneten Stoffe.

Der lange radförmige Mantel, bonna femme oder Maria Theresia genannt, der sowohl in Paris wie in sämtlichen Seebädern in großer Gunst steht, ist auch als Reiseumantel aus Tuch, Surah oder Alpaca sehr beliebt. Das zuletzt erschienene

Modell dieses practischen Kleidungsstückes zeigt eine hübsche Neuerung in Gestalt einer Schärpe, die, unter den Armen hervorkommend und im Rücken gebunden, den Anschlag des Mantels bewirkt.



Des gewöhnlichen Kostüms der Pariser Damen müde, beginnt man für diese die malerischen Trachten der französischen Provinzen einzuführen. Das Kostüm einer Bäuerin aus den Pyrenäen, welches einige tonangebende Familien von Paris erwähnt haben, besteht aus einem



langen, von einer schönen Vorne gesäumten Rocke, einer vorn etwas offenen Jade, weißer Schürze und seidnen Halstuch. Auf den Fuß fällt eine fein plissirter Musselin-Volant, welcher das Beinleids begrenzt. Die Haarflechten sind mit rother, in Pompons endigender Wolle durchflochten.



Zu dem der heutigen Nummer beiliegendem colorirten Modenbild 749, welches einen einfach eleganten, mit Stickerei und Schleifen geschmückten Promenaden-Anzug darstellt, bietet das kleine Figürchen die ergänzende Rückansicht. Die geraden Hinterbahnen sind in bekannter Weise in Falten und Schläpfen geordnet und auf dem Taillenschößchen befestigt.

Vielen Frauen geht die Einrichtung ihres Hauses über ihre Toilette, und so ist es nicht zu verwundern, wenn die Industrie auf jenem Gebiete alle Kräfte anspannt, um den weiblichen Anforderungen zu genügen. Zu Vorhängen und Decorationen, mit denen man einen großen Luxus nicht nur in den Stadtwohnungen, sondern auch in den Landhäusern treibt, werden namentlich für letztere, gegen Sonne und Motten gefehte Stoffe fabricirt. Durch elegante Einfachheit zeichnet sich eine für ein Landhaus in der Umgegend von St. Cloud bestimmte Fenster-Decoration aus. Die Vorhänge bestehen aus wassergrüner Jute mit blau, roth und schwarz gezeichneten Vorten aus altrothem Grunde. Ueberschlag und Streifenmuster stimmen hiermit überein. Von dem Hintergrunde rother und grüner Fensterscheiben und einer altrothen Jute-Bekleidung der Wände hebt sich



diese Decoration äußerst wirkungsvoll ab. Sie giebt zugleich einen Begriff von dem modernen Charakter ländlicher Einrichtungen, deren Einfachheit eine etwas gefuchte Originalität erkennen läßt. So sind die Wände eines Salons von der Decke bis zum Fußboden mit grober blauer Schürzen-Leinwand behangen, und zwar so, daß der Stoff sich um die Fenster als Draperie fortsetzt. Doppelte Gardinen aus cremefarbenem gestickten groben Tüll mildern das etwas düstere dieses Arrangements. Die Krone desselben bilden Sträuße lebender Blumen, mit denen die Draperien aufgenommen sind. B. de G.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mit der Maschine in Woll-Gewirke und Krausgepinnst gestickte Wappenthiere, Palmetten, stilisirte Blumen etc. bilden eine neue Art von Aufzügen zu den beliebten Aufnahm-Arbeiten. Man hat sie dem Grundstoff nur aufzukleben und rings mit möglichst unsichtbaren Stichen zu befestigen, was am besten mit guter Näh-

seide geschieht. Buntfarbig, jedoch in gedämpften Tönen gehalten, harmonisiren diese Applications-Figuren mit jedem selbst farbigen Grundstoff, in dessen Wahl man daher unbeschränkt ist. Zu Portieren, Thür- oder Fensterköpfen aus kräftigem Fries, Plüsch etc.,



empfehlen sich die Aufzügen, ebenso zu Decken oder Rückenklissen aus Leinen, Baumwolle- oder Seidenstoffen. N. D.



empfehlen sich die Aufzügen, ebenso zu Decken oder Rückenklissen aus Leinen, Baumwolle- oder Seidenstoffen. N. D.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Central-Markthalle in Berlin.

Es scheint uns sehr natürlich, die täglichen Bedürfnisse unseres Haushaltes mühelos zu erstehen, bei Bäcker, Schlächter und Gemüsehändler im gegebenen Augenblick alles Wünschenswerthe zu finden, und wir denken kaum daran, was es heißt, eine Millionenstadt mit allen Lebensmitteln zu versehen, deren sie bedarf. Wie Viele aber müssen wachen, während wir schlummern, wie Viele arbeiten und sorgen, um Alles herbeizuschaffen, was wir berechtigt zu sein meinen, für unser Geld zu verlangen, was uns nothwendig und unentbehrlich ist. Ein padendes Bild dieses nie rastenden Betriebes, einen vollen Einblick in das, was das Ungethüm „Weltstadt“ braucht, um seinen täglichen Hunger zu stillen, giebt in erster Linie die Central-Markthalle. Sie ist gleichsam das Herz des ganzen großen Organismus, in ihr strömen die Lebensadern zusammen, von ihr ausgehend wird der Rieseleib ernährt.

Noch sind die Schatten, selbst der kurzen Sommernacht, nicht gewichen, da kommen sie heran, die stöhnenden, ächzenden Dampf-rosse mit den unheimlich funkelnden Augen; aus allen Himmelsgegenden schleppen sie ihre Lasten herbei, die Früchte Italiens, die Gemüse vom Rhein und aus Braunschweig, die Räucherwaaren Westfalens oder die Hilde, die in der Nord- und Ostsee heimisch sind. Sie bringen das Wildpret Schlesiens, das Federwild aus Böhmen und Steiermark und Krebse, die in den stillen Teichen Ostpreußens leben. Dampf bröhnend fährt der Zug in die weite Halle, ein schriller Pfiff, eine momentane Ruhe und dann eilt Alles herzu; die Thüren öffnen sich, geschäftige Hände sind überall bereit, die Wagen ihres Inhalts zu entleeren. Zunächst sind es die „Großhändler“, welche ihre Sendungen in Empfang nehmen, um sie in sofort veranstalteten Auctionen größtentheils an Commissionäre abzugeben. Unaufhörlich gehen die schweren Jahrsfühle auf und ab, um die Waaren von dem Perron in die zu ebener Erde gelegene Halle, den eigentlichen Verkaufssaal, zu schaffen. Hier haben die Commissionäre ihre Bureaux und große, durch eiserne Gitter geschlossene Gewölbe, in denen sie einige Stunden später ebenfalls Auctionen abhalten, welche die Kleinändler mit den erforderlichen Waaren versehen. Je nach Angebot und Nachfrage variiren die Preise, die sich zuweilen außerordentlich niedrig stellen. Da aber die Stunden der Auctionen täglich wechseln, so gelingt es nur im Glücksfall einem Privaten, der dem ganzen Treiben fremd ist, den rechten Augenblick zu erspähen und einen vortheilhaften Einkauf zu machen.

Noch kämpfen die hereinbrechenden Sonnenstrahlen des Morgens mit dem röthlichen Licht der Laternen, noch herrscht ein scheinbar chaotisches Durcheinander. Hier schleppen Träger die mit Eis gefüllten Kisten, in denen Strobedeckte die Seefische ruhen, dort reihen sich zu Hunderten Körbe mit schönstem Obst; von draußen herein tönt der Lärm der aufschreienden Wagen, die gekommen sind, um die Güter

fortzuführen; hochbeackte Karren sperren die Gänge, und nicht selten entladet ein Karren, in's Schwanken gerathen, den Inhalt seiner Gemüselörbe über die Nächststehenden. Die Schlächter tragen auf den Schultern mächtige Stücke von Rindfleisch, halbe Schweine und Kälber herbei; ihr „Aufgepaß!“ verhallt ungehört in dem allgemeinen Lärm, und Rippenstöße anstehend, scheltend und gescholten werdend bahnen sie sich den Weg durch die Menge.

Allmählig wird es ruhiger; schon finden sich kleine Gruppen zusammen und lassen sich auf Säden und Körben nieder, um bei einem Frühstück die erste Rast nach der Arbeit zu machen und auf den Beginn irgend einer Auction, die Abfuhr oder den Aufbau ihrer Waaren zu warten.

Bis jetzt sind die Anwesenden fast ausschließlich Händler, nun kommen aber die Bauern, die mit dem Ertrag ihrer in der Nähe von Berlin gelegenen Ländereien den Markt beziehen; es nähern die „Damen der Halle“ und beginnen das Ordnen ihrer Plätze. Auf und ab schreitend warten die Auffer ihrer Pflicht. Alles ist streng geregelt und geordnet, jede Specialität hat ihr eigenes Revier. Die marmornen, wassergefüllten Behälter belegen sich mit den Fischen der Flüsse; es türmen sich die jungen, in allen Farben prägnanten Früchte und Gemüse zu hohen Bergen; Heringe, saure Gurken und Käse, die von jeher mit einander gute Nachbarschaft hielten, stehen auch hier in freundlicher Beziehung und verbreiten ihr eigenthümlich kräftiges Parfüm. Eine Säuberung der Wege, ein Abwischen mit frischem Wasser ist dringend geboten, denn sie sind mit Abfällen bedeckt, schmutzig und schlüpfrig.

Die Uhr des benachbarten Kirchturmes schlägt „Sieben“, das nächtliche Leben ist entschwunden, und nicht lange währt es, da nähern die ersten Käufer. „Morgensunkte hat Gold im Munde“, das wissen sie sowohl wie die Händler; erstere hoffen das Gesuchte billig zu erstehen, letztere lassen sich nicht so leicht das „glückbringende Handgeld“ entgehen.

Zu den frühesten Besuchern zählt die Handwerker- und Kleinbäuerin; eine Weile später, wenn diese längst ihre Einkäufe besorgt, kommt das „Mädchen für Alles“ und hält, der gegebenen Weisung folgend, schon etwas umfangreichere Rundschau. Der guten, alten Berliner Sitte treu, sind aber auch die Hausfrauen der höheren Stände nicht spärlich vertreten, und manche fein gebildete Dame findet es nicht unter ihrer Würde, sich persönlich um die Einkäufe des Marktes zu kümmern. Ja, es verdient diese Sitte beibehalten zu werden, denn die reiche Auswahl des Vorhandenen giebt nicht nur neue Anregung, — viel wichtiger noch ist es, daß eine wirtschaftliche Frau die Marktpreise kennen lernt, daß sie erfährt, wo und wie sie das für den Haushalt Nothwendige am besten beschaffen kann. Nur auf diese Weise ist ihr die Möglichkeit geboten, ihre Dienstboten zu controliren, wenn sie diese allein ausschickt. Noch ein anderer Typus der Markthallen, die „perfecte Köchin“, sei hier erwähnt; sie ist die gefeierte Käuferin, ihr steht Alles zu Gebote; mit einem fast geringschätzenden Blick mustert sie das Beste, das man ihr darbietet, Weniges nur hat noch Werth für sie. Willig zahlt sie die verlangten Preise und berechnet kaufmännisch die ihr zukommenden Procente.

Kastlos wogt die geschäftige Menge in den mächtigen Hallen auf und ab, bis der Glockenschlag „Zwölf“ dem buntbewegten Treiben vorläufig ein Ende macht. Still und verdoert liegt dann der Markt mehrere Stunden lang da; aber des Nachmittags öffnen sich wieder die Pforten des Riesengebäudes, der Verkehr wird von Neuem lebendig und währt mit unermüdblicher Regsamkeit bis in den Abend hinein. Erst um acht Uhr schließen sich endlich die Thore, der Tag ist vorüber und mit ihm auch die hastige Arbeit. Doch nicht lange dauert die Ruhe der Nacht, denn schon nach wenigen Stunden entrollt sich mit dem jungen Morgen ein neues Bild nie rastenden großstädtlichen Lebens.

Elisabeth Kafelowky.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Abgelegte Glacé-Handschuhe. — Giebt es eine Verwendung für abgelegte Glacé-Handschuhe? R. B.
- Lackleder. — Wodurch läßt sich das Brechen des Lackleders der modernen Schuhe vermeiden? A. F.
- Silberzeug zu reinigen. — Auf welche Weise reinigt man am besten Silberzeug? G. R.

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Farbig gesticktes Tischzeug zu waschen (104). — Rohe, geriebene Kartoffeln ergeben ein ebenso billiges wie ausgezeichnetes Waschmittel. Man nehme lauwarmes Wasser, reibe einige rohe Kartoffeln, die gut gewaschen sind, aber nicht geschält zu fein brauchen, hinein und wasche das Tischzeug ohne Seife zweimal durch. Dann wird tüchtig gespült, damit nichts von dem in der Kartoffel enthaltenen Stärkemehl zurückbleibt, wobei man dem Spülwasser ein wenig guten Essig hinzusetzen kann. G. F.

Florentiner Strohhüte zu reinigen (136). — Mit folgendem Verfahren habe ich einen sehr guten Erfolg erzielt: Der Hut wird mit einer fünfprocentigen Citronensäure-Lösung mittelst eines Schwammes recht sorgfältig gewaschen, dann mit reinem Wasser abgeseift und in der Sonne getrocknet. Einige Schweißflecke hatte ich vorher entfernt, indem ich sie mit Terpentin auflöste und dann mit Salmiak nachtrieb, worauf ich die letzten Spuren mit Seife und Wasser beseitigte. M. v. R.

Fanzjährige Abonnentin. — Wir haben bereits wiederholt darauf hingewiesen, daß wir geschäftliche Anklänge in der „Briefmappe“ unseres Blattes grundsätzlich nicht ertheilen. Wir wollen Ihre Anfrage sehr gern direct beantworten, wenn Sie uns Ihre Adresse angeben.

Fräulein T. P. in G. — Wenden Sie sich an den Vette-Perron in Berlin. Die Conzulate der von Ihnen erwähnten Staaten werden Ihnen gewiß Auskunft geben.

Frau G. R. in Bonn a. Rh. — Eine solche Reinigung ist und nicht bekannt. — Die beiden anderen Fragen werden wir demnächst beantworten.

Verzugsstellen: Toilette mit Stickerei-Garnitur (s. Modenbild 749), Seite 152; A. Vaders, W. Friedländer, 66. — Gestickte Applications-Figuren, Seite 152; Hugo Kellner, Berlin 80, Prückauer, 4, 1.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.